

Metallarbeiter- Jugend

Wochenblatt des
Deutschen Metall-
arbeiter-Verbandes

Für alle Jugendlichen
und Lehrlinge der
Metallindustrie

mit der Monatsbeilage „Technische Lehrbriefe“

Nummer 23

Berlin, den 4. Juni 1932

13. Jahrgang

Erscheint wöchentlich am Sonnabend • Bezugspreis vierteljährlich 1.50 RM • Einzelnummer 15 Pf. — nur gegen Voreinsendung des Betrages • Eingetragen in der Reichspostzeitungsliste

Verantwortliche Schriftleitung: Paul Haase, Berlin
Schriftleitung und Versandstelle: Berlin SW 68, Alte
Jakobstraße 148-155 • Fernsprecher A 7 Dönhoff 6750-6753

Die Freiheit des Proletariers

In früheren Zeiten waren die Standesunterschiede zwischen den Menschen nicht wie heute nur durch den Geldbesitz bedingt, sondern auch durch verbriefte Vorrechte (Privilegien) und Gesetze. Die Herrschaft des Adels und der Geistlichkeit war unangefochten. Die Leibeigenschaft der Bauern bestand in rechtsgültiger Form, und das Leben und Streben der Stadtbevölkerung war durch starre Zunftregeln eingeengt. Dieser Zustand wurde um so unerträglicher, je mehr neue Erfindungen und Entdeckungen den Fortschritt der Technik förderten und die Geldwirtschaft an Ausdehnung gewann. Das in seinem wirtschaftlichen Aufstieg gehemmte Bürgertum verband sich zumeist mit dem von bitterster Not heimgesuchten Proletariat zu gemeinsamem Kampf gegen Adels-, Priester- und Beamtenherrschaft, die alles Leben in engsten Fesseln hielt.

Das große Ziel der revolutionären Bewegungen des 18. und 19. Jahrhunderts war die persönliche Freiheit des einzelnen! Gleichberechtigung vor dem Gesetz sollte diese Freiheit verbürgen. Darum galt der Kampf nicht nur den „verbrieften Rechten“, sondern auch den Beschränkungen der Meinungsäußerung in Wort und Schrift und der Beeinträchtigung der Gewerbefreiheit durch die Zunftregeln. Man forderte: Zulassung aller Staatsbürger zu allen Ämtern, gleichen Anteil aller an der Gesetzgebung, und an Stelle uneingeschränkter Herrschaft der Könige und Fürsten Parlamentarismus und allgemeines Wahlrecht! Davon erwartete nicht nur das Bürgertum, sondern auch die Arbeiter einen Vorteil. Wenn nur die Kräfte des einzelnen nicht mehr durch sklavische Gesetze gebunden sein und alle ein gleiches Recht haben würden, in den geistigen und wirtschaftlichen Wettbewerb einzutreten, dann würden die Klügsten und Fleißigsten auch die Einflußreichsten werden, und jeder würde mitarbeiten am Werk der Gesamtheit.

Von diesen Forderungen ist in den meisten Ländern seither vieles erfüllt. Kein Bürger ist durch das Gesetz von irgendeinem Amt oder Erwerb ausgeschlossen; es ist jedem gestattet, Arzt, Rechtsanwalt, Richter, Landrat, Minister, Reichspräsident, Kaufmann, Fabrikant oder Bankdirektor zu werden. Und doch: wie weit sind wir noch entfernt von einem Zustand, der jeden befähigen würde, sein eigenes Glück und damit zum Teil das Glück aller zu schmieden! Trotz aller Revolutionen, aller „persönlichen Freiheit“ und aller „Gleichheit vor dem Gesetz“ besteht nach wie vor der unwürdige Zustand der Ausbeutung des Menschen durch den Menschen!

Die Gleichheit vor dem Gesetz ist eben keine wirkliche Gleichheit. Die Vorrechte des Adels sind zwar abgeschafft, die des Besitzes zum Teil auch; aber erst die wirtschaftliche Gleichstellung aller Menschen würde die Abschaffung aller Vorrechte in Wirklichkeit bedeuten. Das Bürgertum preist nach wie vor die persönliche

Freiheit des einzelnen als Heiligtum; es sieht aber diese Freiheit in dem Augenblick bedroht, wenn es sich darum handelt, die Ausbeutung des Arbeiters durch gesetzliche Maßnahmen einzudämmen. Darum auch der Groll gegen Tarifverträge, tarifvertraglose Regelung des Lehrlingswesens usw. Es ist die grundsätzliche Auffassung des Bürgers, die ihm durch sein Profitstreben aufgezwungen ist: Jeder Arbeiter soll selbst entscheiden können, wie lange er arbeiten will oder mag, wieviel er verdienen will usw., das sind die üblichen Ausreden. Der Arbeiter ist doch nicht mehr Sklave noch Leibeigener, sondern der freie Bürger eines freien Landes. Nur keine gesetzliche Einmischung, nur kein Zwang durch Fachorganisationen, durch Gewerkschaften, das widerspricht dem Grundsatz der persönlichen Freiheit des einzelnen. Ist ihm der Lohn zu gering, die Arbeitszeit zu lang, so braucht er ja nicht zu wollen; er ist doch sein eigener Herr.

Es gibt, wie in Hamburg, eine „große“ und eine „kleine“ Freiheit! Die „große“ für den Kapitalisten, die „kleine“ für den Proleten. Denn freilich, der moderne Lohnsklave darf sich seinen Ausbeuter wählen (sofern er heute überhaupt einen findet!) — was der Leibeigene nicht durfte. Aber was nutzt ihm diese Freiheit? Überall stößt er auf das gleiche Ausbeutungsbestreben des Kapitals. Als einzelner ist er noch schlechter daran als der Sklave von ehemals, dem sein Herr geben mußte, was not tat, um ihn arbeitsfähig zu erhalten. Der moderne Kapitalist kümmert sich um den einzelnen nicht.

Aber das ist der große Segen, den der Kapitalismus bei allem Jammer, den er sonst über das Proletariat hängt hat, doch mit sich brachte: der Arbeiter fühlt sich nicht mehr vereinzelt, er steht der Macht des Unternehmers nicht mehr als einzelner gegenüber. Selbst der Unorganisierte genießt — leider! — die Früchte der Organisationsarbeit seiner Kameraden. Und es ist mit Fug und Recht zu behaupten: Hätte der Arbeiter von heute, als einzelner wie als Gesamtheit, in dieser schwersten aller Wirtschaftskrisen nicht die Macht und Kraft der Gewerkschaften zur Seite, er würde vom Moloch Kapital bis an die Grenze der Tierheit herabgedrückt werden — mit seiner persönlichen Freiheit wäre es aus!

Peter Haß, Hamburg

Jugend in der Krise

Der 2. Vorsitzende des Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbundes, der Genosse Peter Graßmann, hat im Deutschen Reichstag eine vielbeachtete Rede über die Wirtschaftskrise und die gewerkschaftlichen Forderungen zur Krisenüberwindung gehalten. Er hat das Versagen des kapitalistischen Systems sachlich dargestellt und ist zu dem Schluß gekommen, daß dieses System, das seit Jahrzehnten von der sozialistischen Arbeiterklasse bekämpft wird, die Volkswirtschaft nicht mehr aufrichten und gewährleisten kann. Es müssen neue Wege gegangen werden, um der zunehmenden Verelendung der Volksmassen zu begegnen. Graßmann erhob die Forderungen

des gewerkschaftlichen Krisenprogramms, die sich auf Arbeitsbeschaffung und Arbeitszeitverkürzung erstrecken.

Um die Regierung und die bürgerliche Reichstagsmehrheit von der Schwere der Not der arbeitslosen Jugendlichen zu überzeugen und sie zu einem endlichen Handeln zu bringen, führte Grabmann folgendes aus:

„Es ist notorisch, daß heute die Jüngeren den größeren Anteil der Beschäftigungslosen abgeben, nicht nur vielleicht aus philanthropischen Erwägungen der Arbeitgeber heraus, die die älteren Arbeiter länger in den Betrieben lassen, sondern auch infolge von Maßnahmen, zu denen das Betriebsrätegesetz die Handhabe gibt. Der Buchdruckerverband hat vor kurzem eine statistische Erhebung vorgenommen, die fünf Siebentel der gesamten Mitglieder umfaßte, und er hat festgestellt, daß von den in diesem Spielraum gezählten 16 000 arbeitslosen Mitgliedern 8157, also über 50 vH, im Alter von 18 bis 25 Jahren stehen. In einigen Bezirken steigt der Anteil der jüngeren Arbeitslosen bis zu 68 vH.

Worin liegt die Ursache? Ein guter Teil dieser jungen Leute, die heute zu den beweglichsten, aber auch zu den am meisten Gefährdeten gehören, reagiert menschlich auf einen von ihnen im tiefsten als ungerecht empfundenen Zustand so, daß sie sich sagen: Warum soll ich mich an irgendwelche menschlichen Gesetze binden, wenn umgekehrt die anderen mir gegenüber das menschliche Gesetz der Selbsterhaltung nicht achten? Diese jungen Leute, die entweder gar keine oder nur eine ungenügende Lehrzeit hinter sich gebracht haben, die infolge dieser selbst im besten Fall ungenügenden Lehrlingsausbildung natürlich auch die geringste Anwartschaft auf Einstellung in freie Stellen haben, bilden heute nicht nur eine große politische Gefahr — sind das Klientel der beiden extremen Flügelparteien, von denen sie eine baldige Linderung ihres Elends erwarten —, sondern auch eine gesellschaftliche Gefahr, weil sie sich, wie ich schon sagte, an die bestehenden Grenzen der Gesellschaft nicht mehr ethisch gebunden erachten, und eine wirtschaftliche Gefahr im Hinblick auf die künftige industrielle Stellung Deutschlands. Denn wenn einmal der alte Stamm der hochqualifizierten Spezialarbeiter ausstirbt oder arbeitsunfähig wird, und wenn dieser Zustand des Heranwachsens ungelerner oder notdürftig ausgebildeter Arbeiter andauert, dann sieht es um die Aussichten Deutschlands auf dem Weltmarkt verdammt schlecht aus.“

Die Forderungen der freien Gewerkschaften zum freiwilligen Arbeitsdienst formulierte er wie folgt:

„In diesem Zusammenhang noch ein Wort über den Arbeitsdienst. Gewerkschaften und Sozialdemokratie sind Gegner der Arbeitsdienstpflicht. Sie sehen auch im freiwilligen Arbeitsdienst nur die Möglichkeit der vorübergehenden Beschäftigung und Fortbildung jugendlicher Erwerbsloser. Dabei machen sie die Einschränkung, daß der freiwillige Arbeitsdienst auch nur insoweit durchgeführt werden kann, als er die allgemeinen Lohn- und Arbeitsbedingungen nicht gefährdet. Sie sind ferner der Meinung, daß der freiwillige Arbeitsdienst nur in Frage kommt in Form der zusätzlichen Arbeit für Jugendliche als ungelernete Arbeiter.“

Der alte Gewerkschafter hielt noch eine gründliche Ab-

rechnung mit den Nationalsozialisten, denen er erschöpfend ihre Arbeiter- und Gewerkschaftsfeindlichkeit nachwies, und schloß seine Rede mit diesem Bekenntnis:

„Diese Überzeugung, in dem Gewittersturm zu dem in mehr als einem halben Jahrhundert für richtig Erkannten zu stehen und ihm die Treue zu halten, auszuhalten auf dem Wege, den man für richtig erkannt hat, das ist das starke Positivum bei uns, das die Nationalsozialisten mit dem ausgeklügelten Mittel der Aushöhlung unserer Organisationen, das sie mit dem stärksten Terror, der von außen gegen uns angewendet wird, nicht überwinden können. Dieser Glaube der sozialistisch orientierten Arbeiterschaft, der sich zu den freien Gewerkschaften bekennenden Arbeiterschaft, die mit Bismarck fertig geworden ist, die fertig geworden ist mit der Zuckerbrotspolitik eines Wilhelm in seinen ersten Regierungsjahren, dieser unumstößliche Glaube an das für richtig Erkannte, an den Sozialismus wird uns nicht nur diese Not überdauern lassen, er wird uns auch zum Siege führen.“

Römerfunde im Taunus

Das Taunusgebiet ist besonders günstig für Ausgrabungen geeignet. Die langgezogene Kette des Limes, die Kastelle, die in regelmäßigen Abständen zur Verstärkung der militärischen Schutzlinie angelegt wurden, die bürgerlichen Ansiedlungen, die als natürliche Gefolgschaft der strategischen Stützpunkte auftraten, bilden reiche Fundgruben für Erzeugnisse römischer Kultur. Grabungen wurden ausgeführt in der bürgerlichen Niederlassung des Römerkastells Zugmantel, das zum Arbeitsgebiet der Saalburg gehört. Wertvolle Funde wurden gemacht. Man fand Münzen aller Art, Gefäße, Waffen, Schmuck, Gerätschaften. In einem Brunnen konnte sogar ein ganzes Kettenhemd gefunden werden.

Verschiedene günstige Umstände tragen dazu bei, die Funde unversehrt in unsere Hände gelangen zu lassen. Die alten Römerreste sind meist in dichte Brandschichten eingebettet. Die ehemaligen römischen Bewohner hatten nämlich die Angewohnheit, ihre Häuser zu unterkellern, eine Sitte, die die Germanen später übernommen haben. Bei Belagerungen sind die Häuser angezündet worden, sie sind dann zusammengestürzt und haben ihren Inhalt unter sich begraben und erhalten. Auch in alten Brunnenhöhlen aus jener Zeit hat man wertvolle Funde zutage gefördert. Offensichtlich handelt es sich bei manchen dieser Funde um Warenlager irgendeines römischen Händlers, der gezwungen war zu fliehen, und der noch schnell vorher seinen Besitz in einem Brunnenloch versteckt hat.

Bei diesen jüngsten Ausgrabungen fand man auch — und dies ist bei den Ausgrabungen der Taunuskastelle zum ersten Mal der Fall gewesen — ein ganzes Eisendepot. Wahrscheinlich handelt es sich um den Besitz eines Schmiedes. Die Werkzeuge und Gerätschaften, die man fand, sind noch recht gut erhalten und legen Zeugnis ab von der Kulturhöhe und technischen Handfertigkeit der römischen Handwerker. Die Ausgrabungen in ihrer Gesamtheit zeigen uns, wie eine bürgerliche Ansiedlung, an den Grenzen des riesigen, römischen Weltreiches gelegen, vor etwa 1700 Jahren ausgesehen hat.

Der Wolf und die sieben Geißlein

Ein altes Märchen in neuer Fassung.

Ort der Handlung: Deutschland

Zeit: Gegenwart

Der Wolf Herr Adolf Hitler
Die alte Geiß Herr Teddy Thälmann
Die 7 jungen Geißlein . . . 7 Jungkommunisten

Es war einmal eine alte Geiß mit Namen Teddy, die hatte sieben junge Geißlein, lauter echte Jungkommunisten, denen sie von Herzen zugehen war. Eines Tages wollte Teddy nach Moskau gehen, um die neuesten Parolen abzuholen. „Liebe Jungkommunisten“, sagte er, „ich will zum Väterchen Stalin gehen, seid auf eurer Hut vor dem Wolf, dem Hitler. Wenn er herein kommt, so frißt er euch alle mit Haut und Haar. Der Bösewicht verstellt sich oft, aber an seiner öligen Stimme, an seinen falschen Worten und an seinen vergoldeten Pfoten, die von Unternehmergeldern glänzen, werdet ihr ihn gleich erkennen.“ Die Geißlein sagten: „Lieber Teddy, wir wollen uns schon in acht nehmen, du kannst ohne Sorge fortreisen!“ Da meckerte die alte Geiß und machte sich getrost auf den Weg.

Gar nicht lange, so klopfte jemand an die Tür und rief: „Macht auf, liebe Jungkommunisten, ich bin einer vom Ekki und habe jedem von euch eine feine Broschüre mit lauter nagelneuen Parolen mitgebracht!“ Aber die Jungkommunisten hörten an der öligen Stimme, daß es der Wolf Adolf Hitler war. „Wir machen nicht auf!“ antworteten sie. „Wer vom Ekki kommt,

hat eine rauhe Arbeiterstimme, aber deine Stimme ist ölig. Sicher bist du dem Isidor Goebbels sein Freund, der Adolf Schücklgruber aus Braunau in Österreich!“ Da wurde der Wolf draußen wütend und brüllte ärgerlich: „Erstens heißt der Goebbels nicht Isidor, sondern Josef, auch will ich nichts von ihm wissen; zweitens heiße ich nicht Schücklgruber, und auch mein Vater hat niemals Schücklgruber geheißt!“ dabei versteckte er schnell das Bild seines Großvaters, das er in einem Medaillon um den Hals trug. Aber die sieben Geißlein machten trotzdem nicht auf, und er ging davon.

Nachdem der Wolf eine Weile vor sich hingebittert hatte, lief er stracks zu Fritz Thyssen in Hamborn, ließ sich ein großes Stück Kohle schenken und fraß es gierig auf, damit seine Stimme den richtigen rauhen Tedy-Klang bekam. Dann kehrte er zurück, klopfte wieder ans Tor und brummte: „Macht auf, liebe Jungkommunisten! Hier ist euer Teddy! Ich bin soeben aus Moskau zurückgekehrt und will euch helfen, über die SPD schimpfen.“ Da stutzten die Geißlein, denn die Töne kamen ihnen schon bekannter vor. „Wer ist unser Hauptfeind?“ fragte das älteste, um sich zu vergewissern. „Unser Hauptfeind ist die SPD!“ kam es von draußen mit dem Brustton der Überzeugung. Da schoben die Jungkommunisten schon den Riegel zurück, aber im selben Augenblick gewahrten sie die vergoldete Pfole, die Hitler aus Verschen aufs Fensterbrett gelegt hatte. Schnell schnappten sie wieder zu und meckerten: „O nein, o nein, wir machen nicht auf, deine Pfole glänzt ja von Unternehmergeldern, du bist der Wolf!“

Da lief Adolf Hitler wieder zu Thyssen und sprach: „Lieber Großverdiener, tarne das Gold an meinen Pfoten!“ Die Unter-

Aus alten Schmiede-Bundesbriefen

Die Zusammenschlüsse von Arbeitgebern innerhalb eines Gewerbes in einem größeren Bezirk, um allgemein gültige Grundsätze für das Verhalten gegenüber den Arbeitnehmern aufzustellen und ihre Befolgung zur Pflicht zu machen, sind keineswegs eine Erscheinung der neueren Zeit, sondern lassen sich in ihren Anfängen schon gegen Ausgang des Mittelalters beobachten. Bereits im 14. und 15. Jahrhundert machten Handwerksmeister den Versuch, ihre Machtstellung, die sich in den Zünften verkörperte, über den Bereich der Stadtmauern hinaus zu erweitern. Indem sie mit den Vertretern ihres Berufes in Orten der näheren und weiteren Umgebung in Verbindung traten, um gemeinsam über ein gleichmäßiges Vorgehen gegen die Gesellen zu beraten und zu beschließen. Der Inhalt solcher Abmachungen ist uns in Form von sogenannten Bundesbriefen überliefert. Sehr zahlreich sind sie nicht, auch in der umfangreichsten, bis jetzt veröffentlichten Sammlung, die 1914 als Anhang zur Sammlung von Frankfurter Zunfturkunden erschien, sind nur 23 Stück enthalten. Ein günstiger Zufall hat es aber gefügt, daß sich unter diesen auch zwei Schmiedebriefe, und zwar aus den Jahren 1383 und 1413, sowie ein Kesseler-Bundesbrief aus dem Jahre 1468 befinden, so daß es möglich ist, etwas aus den Vereinigungsbestrebungen im Metallgewerbe aus dieser frühesten Zeit zu erfahren. Die Berufsspaltung war damals noch nicht sehr weit vorgeschritten, und die Schmiede waren Metallverarbeiter überhaupt.

In dem ersten Schmiede-Bundesbriefe vom 13. Mai 1383 haben sich die „meistere gemeinlichen der smidde und smiddegezunften gemeinlichen“ der Städte Mainz, Worms, Speyer, Frankfurt, Gelnhausen, Aschaffenburg, Bingen, Oppenheim und Kreuznach „mit guden truwen glibt, dese hernach geschriben artickel ewilklichen, stede und veste zu halden und frieds willen zwuschen unns und unnsere knechten“. Es waren also Schmiede aus damals bedeutenden Städten am Untermain und Oberrhein, die „umb unnsere zunfft notz, ere und bescheidenheit und durch des besten willen“ sich zu einer Übereinkunft trafen an einem Ort, der nicht genannt, aber wohl eine von den angeführten Städten war.

Was nun den Inhalt des Briefes im einzelnen anlangt, so wird zunächst verboten, daß die in einem Orte zuziehenden Gesellen von den bereits einheimischen Gesellen „vertrunken“ werden und so um ihr bißchen Hab und Gut kommen. Ferner soll nicht mehr gestattet sein, ihnen besondere Namen zu geben. Das richtete sich gegen die damals schon bestehenden Gesellenverbände, deren Mitglieder neben ihren Rufnamen wie Johann, Peter usw. solche Erkennungsnamen führten. In dem seit 1402 in Frankfurt a. M. geführten Bruderschaftsbuch der Schlossergesellen kommen als solche Namen vor: Machenhammer, Labesien, Lobedensinn, Hämmerlein, Indemgrase, Schloßnagel, Wildermut u. a. Manche von diesen freiwillig oder unfreiwillig gewählten, oft unsinnig gebildeten Spitznamen sind den Betroffenen verblieben und zu Familiennamen geworden. Von weiteren Bestimmungen des Bundesbriefes ist wichtig die, daß einem Gesellen, der vor Ablauf seiner Dingzeit aus dem Dienste seines Meisters liefe oder ihm Geld schuldig bliebe, kein Meister der verbündeten Städte „husen, hofen oder halden“

solle, wenn ihm der Verstoß des Gesellen bekannt wäre und dieser sein Unrecht nicht wieder gutgemacht habe. Die Wirkung dieser Verabredung mußte der von schwarzen Listen ähnlich sein, denn sie bemaß den Gesellen die Aussicht, in den benachbarten Städten überhaupt Arbeit zu finden. Endlich wurde noch als strafbar bezeichnet, wenn gewöhnliche Gesellen oder Knechte den Meisterknecht „verbieten“, das heißt an der Arbeit zu hindern suchen. Wer das beginge, solle nirgends mehr als Geselle geduldet oder als Meister zugelassen werden; solange er nicht dafür gebüßt habe. Die gleiche Strafe sollte auch den treffen, der aus irgendeinem Grunde ein solches Verhalten der Gesellen begünstigte.

Das ist in der Hauptsache der Inhalt des ersten Bundesbriefes von 1383. Er blieb nicht ohne Folgen, denn in die Zunftordnung des Schmiedehandwerks von Frankfurt a. M. wurde 1399 ein Zusatz aufgenommen, nach welchem kein Meister einen Gesellen länger als acht Tage im Dienste behalten durfte, wenn dieser sich nicht in Gegenwart eines Meisters der Schmiede mit einem Eide verpflichtete, sein Recht nach der im Bundesbrief angegebenen Weise zu suchen „und sich an keinerley ander bydung (Verbote, Bestimmungen) der knechte nicht zu keren nach lude des briefs zwuschen den smydemeistern zu Frankfurter und anderen smydemeistern iren eitgenossen begriffen und besigilt“. Der zweite Bundesbrief vom 15. Mai 1413 enthält die Beschlüsse, die „die hantwerge der smidde und eytgenossen“ auf einer Tagung zu Oppenheim faßten. Sie bestätigten zunächst den früheren Bundesbrief und ordnen an, daß dieser alljährlich vor Meistern und Gesellen in jeder Stadt verlesen werde. Wer seinen Inhalt übertrete, sollte mit fünf Gulden Strafe bedacht werden, und „dieselben knecht sol auch keyner husen oder halten also verre, als unser gebyst geet“. Wohl auf Anregung der Frankfurter hin, die diese Bestimmung schon vor 1400 in ihre Zunftordnung aufgenommen hatten, sollte von jetzt ab in allen Bundesstädten kein Geselle, der nicht auf den Inhalt des Bundesbriefes verpflichtet wäre, länger als 14 Tage gehalten werden. Welcher Meister das nicht befolgte, sollte mit einem Gulden bestraft werden. Schließlich wurde noch die Bestimmung aufgenommen; daß bei Strafe kein Meister den Gesellen „Essen in den Wein“ schicken solle. Zu dieser Redewendung ist erklärend zu bemerken, daß die Gesellen in der Regel in des Meisters Hause Wohnung und Kost hatten und die letztere in der Wohnung einnahmen. Nur an Sonn- und Feiertagen durften sie sich abends Brot und Käse dorthin holen lassen, wo sie beim Weine saßen. Offenbar war die Gewohnheit, sich das Essen schicken zu lassen, stark eingerissen und den Meistern unbequem geworden, weshalb man ihr durch die Aufnahme einer Bestimmung dagegen in den Bundesbriefen zu steuern versuchte. Den Beschluß des Bundesbriefes macht das Abkommen, daß, falls eine der Städte bei der Durchführung seines Inhalts in Schwierigkeiten geriete, ihr die drei nächst gelegenen Städte zu Hilfe kommen sollten.

Weitere Bundesbriefe der Schmiede sind nicht vorhanden, oder besser gesagt nicht erhalten. Es hat aber sicher noch mehr gegeben, denn als sich im 15. Jahrhundert in der Frankfurter Schmiedezunft, die alle unedle Metalle verarbeitenden Handwerker umfaßte, die Gesellen der Kannengießer, Kesseler, Hauben- und Plattenschmiede weigerten, den ihnen ebenfalls

nehmer, die dabei standen, dachten sich: „Er wird wieder einen betrügen wollen,“ und zeigten ihm die kalte Schulter. Doch der Wolf begehrte auf und sagte: „Wie soll ich euch die Gewerkschaften zerschlagen, wenn meine Pfoten vom Golde glänzen? Wickelt mir ein paar braune Lappen drum, und ich zerleische nicht nur die Gewerkschaften, sondern fresse auch zum Nachtisch die halbe KPD!“ Da griffen die Unternehmer in die Taschen und zogen die braunsten Lappen zutage, die aufzutreiben waren, die wickelten sie um des Wolfes Pfoten.

Nun ging Adolf Schücklgruber zum drittenmal zu der Haustür, klopfte an und rief: „Macht auf, meine kleinen Jungkommunisten! Ich bin der Teddy, wir wollen uns über den nächsten roten Volksentscheid unterhalten, wir wollen über die Tributlasten meckern, wir wollen neue Tarifverträge aufsetzen, und ihr sollt alle so viel Stundenlohn bekommen, wie ihr nur haben wollt!“ Die Geißerchen antworteten: „Zeig uns erst deine Pfoten, damit wir sehen, daß du unser guter Teddy bist!“ Der Wolf legte seine Vorderpfoten ins Fenster, die Geißerchen sahen die braunen Lappen, und weil sie in der Valuta nicht genau Bescheid wußten, meinten sie, es wären lauter Rubelscheine. Mit einem fröhlichen „Rot Front!“ sperrten sie die Tür auf, und . . .

Und bei der nächsten Wahl wunderte sich der Teddy, wo seine sieben lieben Jungkommunisten geblieben waren. Die aber hatte fast alle der Adolf Hitler gefressen. Nur das Allerjüngste war schnell in die SAP hinübergehoppst, die so winzig war, daß selbst der Wolf mit seinen gierigen Augen sie nicht erkennen konnte. Deshalb blieb es unversehrt, und wenn es nicht mit der SAP gestorben ist, so lebt es heute noch. I. H.

Im Wartesaal

„Stehlen, meine Freunde, ist eine große und schwierige Kunst! In unserer Zeit — nun ihr werdet es begreifen — gehört dazu eine ungeheure Phantasie!“

Der Grund hierfür liegt klar auf der Hand: das Publikum ist sehr mißtrauisch geworden; immer ist es auf der Hut und bestrebt, seine Interessen zu wahren. Mehr als seinen Kugapfel hütet er sein Hab und Gut. Ein Auge, so heißt es, kann man immer auf Grund seines Versicherungsscheines ersetzen lassen. Das Eigentum jedoch wird man bei unserer bitteren Armut niemals wieder zurückerhalten! Und in der Tat, das ist wahr!

Darum muß ein Dieb heutzutage außerordentlich gerissen sein, muß über einen ungewöhnlichen Verstand und eine hervorragende Phantasie verfügen — sonst kann er unter einem derartig eingestellten Publikum sein Leben nicht fristen. Er muß eben ein ganz großer Künstler in seinem Fach sein!

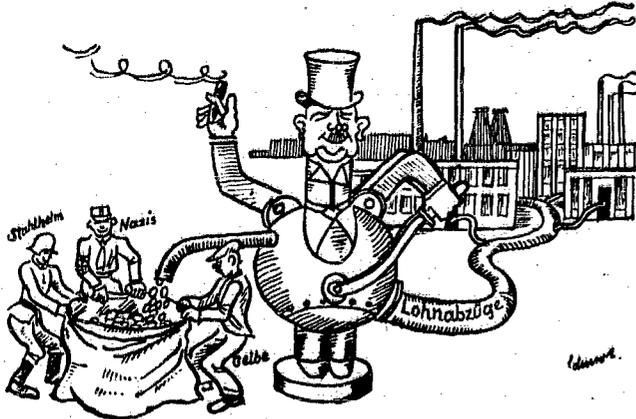
Neulich wurde eine Bekannte von mir, eine brave Alte, gründlich hereingelegt, und dazu noch was für eine Alte! Die hatte selbst schon manchen geschickt begaunert: Und — auf einmal wurde dieser Alten durch einen ganz schlauen Dieb das Bündel, man muß es schon sagen, direkt unter ihrem Gesäß fortgeklaubt.

Die Alte saß also im Wartesaal des Bahnhofs, von dem aus die Züge nach Pskow abgehen. Sie saß auf ihrem Bündel und wartete auf den Zug. Der sollte um 12 Uhr nachts fahren. So hatte sie sich denn schon am frühen Morgen hier angesiedelt und auf ihrem Bündel niedergelassen. Da hockte sie nun und rührte sich nicht vom Fleck, weil sie Angst hatte, sich von ihrem Eigentum zu entfernen.

angenehmen Eid auf die Bundesbriefe gleich den Huf- und Kleinschmiedern zu leisten, wurde vom Rat der Stadt entschieden, daß der Bundesbrief nur für die Huf- und Kleinschmiede gelte und die anderen Gruppen des Schmiedehandwerks nach laut ihrer besonderen Bundesbriefe verfahren sollten. Danach haben die verschiedenen Zweige des Schmiedehandwerks besondere Abmachungen mit anderen Städten gehabt, die uns aber nicht überliefert sind. Der Kesseler-Bundesbrief von 1468 ist kein Ersatz dafür, denn er ist in erster Linie ein Schutzbrief, durch den den Kessellern, das sind nicht Kupferschmiede, sondern umherziehende Kesselflicker, in einem bestimmten Gebiete das alleinige Recht zum Feilbieten von Pfannen und Kesseln zugesichert wird, und der für unsere Zwecke nicht viel bietet.

Es sei nicht verschwiegen, daß in den Bundesbriefen der meisten anderen Handwerke mehr tatsächliche Angaben über gewerbliche, gesellschaftliche, rechtliche usw. Einzelheiten geboten werden, über die sich die Handwerker verschiedener Städte einigten, als in denen der Schmiede. Aber auch so bleiben sie wertvolle Zeugnisse dafür, daß auch im eisenverarbeitenden Gewerbe die Zusammenschlußbestrebungen der Arbeitgeber viel weiter in die Vergangenheit zurückreichen, als gewöhnlich angenommen wird.

Dr. B. Schneider



Wie erhalte ich mein Herz gesund?

Gewisse Berufe üben an sich das Herz. In den meisten anderen Fällen muß maßvoller und für das einzelne Individuum geeigneter Sport eingesetzt werden. Er trägt ganz wesentlich bei zur Kräftigung von Herz und Gefäßen. Besonders muß die Jugend, und zwar frühzeitig, zu gesundem Sport angeregt werden.

Ein zweiter Punkt ist die Fernhaltung von Überanstrengung. Mancher kann das nicht leisten, was dem anderen leicht fällt. In jüngeren Jahren können Arbeiten verrichtet werden, die in vorgerückten schwerfallen. Auf dem

So saß und saß sie nun stundenlang, ohne sich zu regen; frühstückte auf ihrem Bündel und nahm, wenn sie Durst verspürte, einen Schluck Wasser aus der Feldflasche zu sich. Und — was die anderen kleinen Bedürfnisse betraf, wie z. B. Händewaschen oder Haare kämmen — nun, so verzichtete die Alte eben heldenhaft darauf und hielt es auch aus. . . . Denn ihr Bündel war so umfangreich, daß sie es durch mittelbreite Türen ohnehin nicht schaffen konnte. Es im Stich zu lassen aber schien ihr, wie ich vorhin schon bemerkte, gefährlich.

So saß sie denn weiter darauf fest und nickte dazwischen ein wenig vor sich hin

„Zusammen mit mir“ erwog sie, „wird man das Bündel wohl nicht stehlen. Solch eine Schlafmütze bin ich nicht! Ich dämmere nur ganz leicht; bei der geringsten Berührung erwache ich natürlich!“

Und sie nickte weiter.

Plötzlich kommt es ihr im Halbschlaf so vor, als ob jemand mit dem Knie gegen ihr Kinn stößt: einmal — noch einmal und zum dritten Mal.

„Was ist denn das für ein Gedrängel?“, denkt sie, noch traumhaft benommen, „wie ungebührlich das Volk sich heutzutage doch betragt!“

Dabei reißt sie sich die Augen aus, niest einmal und sieht, wie ein fremder Mann vorüberstelt und sein Taschentuch zieht. Und zusammen mit diesem Taschentuch läßt er verschentlich einen grünen Dreirubelschein fallen. Der bleibt auf dem Fußboden liegen.

Die Alte wird starr vor Freude. Sie springt auf und setzt ihren Fuß auf das Geld. Später bückt sie sich, wie zufällig,

Gebiete des so nützlichen Sportes finden wir leider die meisten Überanstrengungen.

Am schlimmsten sind drittens die zahllosen Schädigungen, die die moderne Kultur dem Kreislaufsystem bereitet. Dazu gehören die verschiedenen Metallgifte, Nikotin, die Rauschgifte und der Alkohol. Auch Stoffwechselkrankheiten spielen in diesem Zusammenhang eine nicht unwichtige Rolle. Ein weiteres ungünstiges Moment bilden die Erregungen des täglichen Lebens, die Hetze des Daseins, die Ärgernisse. Das Herz leidet mehr als alle Organe unter Gemütsbewegungen. Schließlich sei noch auf den ungünstigen Einfluß von Infektionskrankheiten auf Herz und Blutgefäße hingewiesen.

Dr. e.

Dinge, die nicht untergehen dürfen

Es hat während des Wahlkampfes bei den Nationalsozialisten Dinge gegeben, die von so drastischer Komik sind, daß sie nicht untergehen dürfen. Die Art und Weise, wie die nationalsozialistische Presse am Mittwoch vor der Wahl den Geburtstag Hitlers gefeiert hat, erinnerte so stark an die altbekannte Kaiser-Geburtstagsmache von ehemals, daß die Absicht damit verknüpft gewesen sein muß, den Kaiserfimmel auf Hitler zu übertragen. Der Mann, der sich solches gefallen läßt, muß notwendig selbst vom Kaiserwahn befallen sein.

Er ist es auch. Denn zur gleichen Zeit wurden im Wahlkampf Worte Hitlers verbreitet, unter denen sich das folgende findet: „Meine Gegner sagen: Ihr werdet euer Ziel nicht erreichen. Das liegt nicht bei uns, sondern das liegt beim Allmächtigen. Steht er mir bei und segnet er mich, wird es gelingen, und alle Schikanen werden uns nichts mehr anhaben können.“

Wenn alles beim Allmächtigen liegt, dann hätte der Allmächtige auch gewollt, daß das System regiere. Warum also dann der Haß? Aber in diesem Worte liegt das ungewollte Geständnis, daß Adolf sich bereits von Gottesgnaden fühlt!

40 Jahre D-Züge

RDV. In diesem Jahre feiert der D-Zugwagen seinen 40. Geburtstag: am 1. Mai 1892 wurden zum ersten Male die Schnellzüge 31/32 Berlin—Hildesheim—Köln aus Durchgangswagen gebildet. Schon einen Monat später, am 1. Juni 1892, erhielten als zweites Schnellzugpaar die Züge 51/52 Berlin—Nordhausen—Frankfurt a. M. die neuen Durchgangswagen. Die D-Züge erfreuten sich bald großer Beliebtheit, so daß die Fernreisenden oft keinen Platz finden konnten, weil die Reisenden des Nahverkehrs zwischen Berlin und Potsdam die Plätze belegten. Am 10. April 1893 wurden daher die Platzkarten eingeführt, und am gleichen Tage erschien zum ersten Male auf den Fahrplänen das „D“ (Durchgangszug), das heute alle Schnellzüge kennzeichnet.

Die ersten D-Zugwagen waren schwerer und besser ausgestattet als die früheren Abteilwagen. In der 1. Klasse saß man auf Drehesseln, die sich aber nicht bewährten und wegen ihrer leichten Beweglichkeit und ihres Schwankens zu Klagen führten. Jeder Zug hatte einen Wirtschaftsbetrieb, der die Reisenden mit kalten Speisen versorgte.

während sie in ihrem Herzen Gott anfleht, daß er ihre Absicht gelingen lassen möge.

Es glückt, und den Schein in der bebenden Faust verbergend, eilt sie zurück zu ihrem Bündel.

Nun, es ist natürlich traurig, das Weitere zu berichten: nämlich, daß die bedauernswerten Alte, wie sie sich nun umwendet, ihr Bündel nicht mehr vorfindet.

Der Dreirubelschein erwies sich im übrigen als Fälschung. Mit Mühe und Not gelang es ihr schließlich, ihn für anderthalb Rubel loszuschlagen.

M. Soschtschenko

Der Gamsbock

An einem der prominentesten Plätze in den Bayerischen Alpen steht das Hotel Huber. Das Haus ist mit Kurgästen und Durchgangsreisenden vollgestopft bis unters Dach. Das ist eine schier rätselhafte Ausnahme, denn man wird sich kaum entsinnen können, daß die berühmtesten und imposantesten Gegenden des Allgäus jemals so wenig besucht gewesen sind wie im letzten Jahre.

Mein Freund Paul aus Berlin und ich wohnen nun schon einige Zeit beim dicken Huberwirt. An sich ist der Huber ein sehr lieber Mensch. Er hat nur eine Schwäche: die Präklerei. Kürzlich, nach dem Abendessen, als man bei seinem Lieblings-thema, der Jägerei, angelangt war, zogen ihn die Gäste wieder auf. Unser Wirt aber verstand sich aufs Draufgehen.

„Dös ko sein, wos will“, behauptete er, „i treff's olle. An Spotz mit a Vogelschleuder, a gonz eifache, auf zweihundert, an Fuchs, an lumpig'n, auf zweitausend Meter. Un wos a so

Nobel

„Das ist doch wirklich unerhört!“
So ruft die Frau Direktor ganz empört.
„In diesem Blatte muß ich lesen,
Wir sei'n in Mittenwald gewesen,
Und hörten gar nicht auf mit essen,
Als heimzu wir im Zug gesessen.“

„Achl laß sie reden, laß sie schreiben;
Warum soll'n wir zu Hause bleiben?
Wenn Geld wir haben jetzt in Masse
Und gut gefüllt die Reisekasse,
(Ich faßte kräftige Tantiemen)
Da brauchen wir uns nicht zu schämen.“

„Ganz recht, Papa, was kümmert uns die Glosse“,
Spricht des Direktors wackerer Sprosse.
„Wozu sonst kürzten wir die Löhne,
Wenn wir nicht alles Gute, Schöne
Durch den Profit genießen sollen;
Die Leute können uns was wollen.
Und übrigens — schenkt' ein Paar Hosen
Erst kürzlich ich 'nem Arbeitslosen.“

F. J.



„Es ginge manches besser, wenn man mehr ginge“

Der Jüngling

Der Mann

Der Greis

Ohrfeige statt Eierhandgranate

Ich bin Pazifist und für friedliche Belehrung! Bin also nicht für handgreifliche Beweise! Nun war ich heute Zeuge einer Szene, die zwar wenig friedlich, deren Handgreiflichkeit in Verbindung mit belehrendem, demonstrativem Unterricht nicht von Pappe war. Ja, ich gestehe, daß dieser Aktivismus sicherlich auch seine pädagogischen Vorteile hat. Und das war so:

In einem Kaffeehaus saß ein Jüngelchen mit einem Hakenkreuz im Knopfloch. Mit noch ein paar gleichaltrigen Kumpanen. So Jahrgang 1915! Also so um die Sechzehn herum. Da die Kämpfe um Verdun hundertausenden Deutschen und Franzosen das Leben kostete, lagen die Burschen um den kleinen Marmortisch des Kaffees herum noch in den Windeln.

Am Nebentisch saß ein Mann um die Vierzig herum, der einen Stoß Zeitungen und Zeitschriften auf einem Stuhl liegen hatte und im „Vorwärts“ las.

Das junge Hakenkreuzchen sagte so laut, daß es im ganzen Lokal zu hören war: „Vorwärts“ . . . auch so ein „Judenblatt!“ Mein Nachbar rührte sich nicht.

Das ärgerte den Jungen, dieses Nichtreagieren, dieses Links-liegenlassen.

„Und dann brauchen wir wieder Militär. Damit die schlappen Kerle wieder „Murr“ in die Knochen kriegen. Und damit wir siegreich Frankreich schlagen können! Wir brauchen wieder einen frischen, fröhlichen Krieg!“

Der Zeitunglesende legte den „Vorwärts“ ruhig beiseite, stand langsam auf, ging zu dem Tisch der Jungens und klatsch,

a lausiger Gomsbock is, den treff i auf dreitausend als wie a gornix. Habt's dös kampiert?“

„So siehste jrade aus, Mensch“, meckerte mein Freund Paul. „Weeßte, ick bin nämlich aus Berlin. Mir kannste sone Dinger nich erzählen. Da rasier ick mir eher mit 'ner Müllschippe, eh du 'n Bock ooch nur uff fünfhundert schießt.“

Der Huber zog ein Gesicht. Er rang sichtlich mit sich. Endlich sagte er: „Willst wetten, du Preisnsepp, du trauriger?“

„Wetten? Um hundert Mark, Jungchen. Und meine Olle soll'ste ööch noch dazu haben.“ — Sie wetteten aber vorsichtshalber nur um eine Mark.

Am anderen Morgen kam der kleine Huberfranzl, von seines Vaters Jagdenthusiasmus anscheinend schon angesteckt, mit der Mitteilung hereingestürzt, er habe einen Gamsbock gesichtet. Wir begaben uns ins Freie und sahen auch richtig das Tier ganz oben in den Bergen am Ende eines zerklüfteten Steilhanges stehen. Ganz still stand es da, und wir sahen durchs Glas, wie es aufmerksam zu uns herablugte. Der Huber lief nach seinem Gewehr. Gleich darauf fiel der Schuß.

Der Bock rührte sich nicht im geringsten.

„Hahahaha! — Hihil!“ macht mein Freund Paul. Da drückte der Wirt noch einmal ab. Auch diesmal traf er nicht.

„Jestatte mal, Huber“, sagte Paul jetzt, „noch nich schießen! Moment! Will nur mal schnell janz hinten im Halse ziemlich kräftig lachen. Die Mark kannste ooch gleich rausrücken.“

— Danke!“

Nun muß man nicht etwa denken, daß der dicke Huber durch diesen Mißerfolg gescheiter geworden wäre. Im Gegenteil, er wettete in den folgenden Tagen mit fünf anderen

bumm, bumm, hatte der Jugendliche dumme Schwätzer links und rechts zwei saftige Ohrfeigen. Und als ob nichts geschehen, sagte der Vierzigjährige: „Du willst einen frischen, fröhlichen Krieg? Ich habe dir eben deinen Wunsch, wenn auch nur zu einem kleinen Bruchteil, erfüllt! Hast du etwas Phantasie, junger Mann? Also stelle dir einmal vor, diese Ohrfeige von mir, die nicht allzu kräftig war, wenn man auch die Spuren meiner fünf Finger sieht, sei ein Teilchen einer noch ziemlich harmlosen Eierhandgranate gewesen. Und dieses Teilchen der Handgranate hätte deine Backe gestreift. Der Schlag wäre mindestens hundertmal so stark und kräftig gewesen wie meine bescheidene Ohrfeige.“

Der Junge heulte vor Schmerz und Zorn. Seine „Kameraden“ wollten etwas einwenden.

„Wollt ihr auch ein bißchen von der Eierhandgranate spüren?“ Und da der Mann auslachte, zogen sie sich hinter ihre Stühle zurück. „Morgen werden die Spuren von meiner Ohrfeige auf deiner Backe verschwunden sein. Wäre es aber ein Teil einer Handgranate gewesen, dann würdest du in alle Ewigkeit die Spuren sehen. Dein halber Kinladen, das Backenfleisch, ein Stück deines Kiefers wäre abgerissen und deine Zähne könntest du zusammenlesen! Ich wollte dir mit meiner Ohrfeige nur so einen ganz kleinen, bescheidenen Vorgeschmack vom Krieg geben!

„Hältst du den Krieg der heimtückischen Handgranate, des mörderischen Maschinengewehres, das noch viel schlimmer ist als eine Handgranate, der schweren Feldgeschütze, die dir deinen Leib aufreißen, dich in tausend Stücke zerfetzen können, das

Gästen abermals um je eine Mark, daß er imstande sei, Steinadler, Gamsen und anderes Getier auf beliebige Entfernungen abschießen zu können. Allerdings verlor er in allen fünf Fällen. Und er hat, wie ich mir habe sagen lassen, durch seine unsinnige und anscheinend unheilbare Frählerei im Laufe der Jahre bereits Tausende verwettet.

Freilich bekam ich ein ganz anderes Bild von der Sache, als ich eines Abends zufällig ein Gespräch des dicken Huber mit seinem Knechte belauschte. „Xaver“, sagte da der Wirt ganz geschäftsmäßig, „glei schreibst nach Berlin an die Pelzfirma, se solln sofort noch zwei von dene ausgestopfte Gomsböck schicken. Wann s' do sein, stellst s' glei auf, um den, wo no fei obn steht, tuast murgn in da Fruah an 'n andern Blatz stella. Es kummet wiadr a Schub von denen damische Preisn, wo olle bei mir a Mark verdiene wolln.“

Wie gesagt, das Hotel Huber ist mit Gästen vollgepfropft. Man wohnt dort zwar um eine Mark teurer als in andern Häusern, aber den meisten Gästen gelingt es ja, dem dummen Wirt eine Mark im Verlauf einer Wette wieder abzuknöpfen.

Werner Lobbenberg

Er lebt vom Defizit

Ein behäbiger Metzgermeister klagte mir sein Leid und erklärte mir, daß er schon seit einem Jahre bei jedem Pfund Fleisch zirka 10 Pfennig zulege, worauf ich ihm den wohlgemeinten Rat erteilte, doch unter solchen Umständen das Geschäft zu schließen. „Ja“, sagte er darauf, „Sie howwe gut redde, von was soll ich dann nachher lewe?“

Giffiges, das unsichtbar, geruchlos deine Lunge zu Tode bluten läßt, für eine „lustige, fröhliche Sache“? Vielleicht gibt dir meine so harmlose Ohrfeige menschliche Vernunft wieder!

Und der Vierzigjährige humpelte an seinen Tisch zurück. Jetzt erst sahen wir, daß er eine Holzprothese am rechten Fuß hatte. Und auf seiner rechten Backe leuchtete ein großes rotes Wundmal, so groß, daß es wohl von einer feindlichen Eierhandgranate stammen konnte.

Die zahlreichen Leute, die sich bei Beginn der Szene, beim ersten Ohrfeigenknall erregt erhoben, riefen Bravo und klatschten Beifall. Die Hakenkreuz-Jüngelchen zählten rasch und verschwand noch rascher. Und der Mann in den Vierzig las ruhig, als ob nichts geschehen wäre, seinen „Vorwärts“ zu Ende.

Gustav Glibim

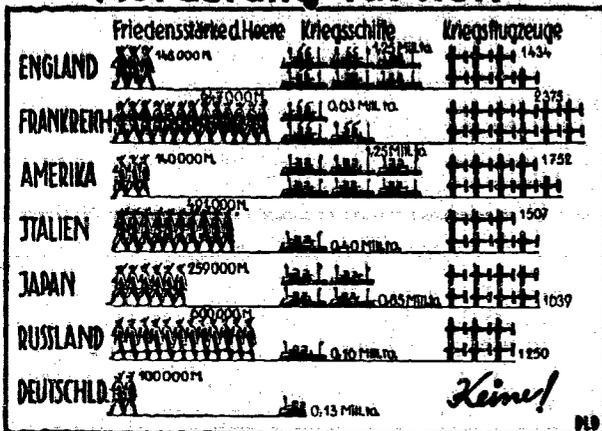
Das ist kommunistische Einheitsfront

Am Morgen des 11. Mai haben 15 Kommunisten den Geschäftsführer unserer Verwaltungsstelle in Limbach, den Kollegen Heide, überfallen, niedergeschlagen und böß zugerichtet. Unser Kollege befand sich auf dem Wege zum Gelände des Schwimmvereins, wo er zu tun hatte. Hier überfielen ihn die Kommunisten, warfen ihn zu Boden und versetzten ihn Fußtritte, dann rissen sie aus. Daß der Überfall vorbereitet war, läßt der Umstand annehmen, daß die Kommunisten Posten ausgestellt hatten. Unser Kollege trägt eine Verletzung der Hand, des Kiefers und eine Gehirnerschütterung davon.

Der Beweggrund dieser viehischen Tat dürfte darin zu suchen sein, daß sich der Kollege Heide der Spaltpreiberei der Kommunisten tatkräftig widersetzt und ihre Verleumdungen des DMV und seiner Angestellten als glatte Lügen entlarvt, auch widerstand unser Kollege den Versuchen der RGO, die Arbeiterschaft in unsinnige Streiks zu hetzen. Der Hauptzweck des kommunistischen Unfugs ist, unsere Verwaltungsstelle in Limbach zu zerstören. Dagegen stemmte sich unser Kollege mit aller Kraft, da er nicht will, daß die Metallarbeiter in dieser schweren Zeit ihres einzigen Schutzes verlustig gehen. Für seine gewerkschaftliche Gewissenhaftigkeit wurde er von den Kommunisten niedergeschlagen.

An diesem Vorfall ist zu ersehen, was von der Parole der Einheitsfront der Kommunisten zu halten ist. Wo sie von Einheitsfront mit den Gewerkschaften reden, sollte von dem Überfall auf unsern Kollegen Heide geredet werden.

Abrüstung tut not!



Was die Genfer Konferenz abzurüsten hat

Es ist immer wieder notwendig, von deutscher Seite aus darauf hinzuweisen, daß in Genf das Versprechen des Versailler Diktates, das die Alliierten mit ihrer Unterschrift eingingen, eingelöst werden muß. Das Bild zeigt, wie groß der Unterschied zwischen dem Rüstungsstande Frankreichs und seiner Kriegsverbündeten und Deutschland ist. Dasselbe Recht auf Sicherheit, das Frankreich für sich heute in Anspruch nimmt, hat auch Deutschland im Versailler Vertrag versprochen erhalten. Seine Sicherheit ist aber heute nicht nur dadurch gefährdet, daß es ihm verboten ist, irgendwelche technische Waffen zu rüsten und eine Volksheer zu unterhalten, sondern vor allem auch durch die Einführung der entmilitarisierten Zonen rings um Deutschlands Grenzen, in denen sich keinerlei Truppen aufhalten dürfen, während die Franzosen, die Polen, die Tschechen immer neue Befestigungswerke an den Grenzen gegen Deutschland bauen. Wenn auf der Genfer Konferenz nicht auch die Sicherheit Deutschlands gewährleistet wird, dann ist das Versailler Diktat von französischer Seite aus als ungültig erklärt.



Schatzkästlein des Wissens

Die Größten . . . Die größte deutsche Burgruine steht auf dem Hohentwiel bei Siegen. — Die größte Orgel der Welt befindet sich in der Jahrhunderthalle in Breslau. — Die Uhr an der Peterskirche in Zürich hat das größte Zifferblatt in Europa, Durchmesser 11 Meter; das zweitgrößte befindet sich an der großen Uhr der Siemens-Schuckertwerke in Berlin, Durchmesser 10 Meter.

Antoniusfeuer und Antoniter-Mönche. Im 13. Jahrhundert grassierte in Deutschland eine aus dem Süden eingeschleppte Seuche (wahrscheinlich eine brandige Form der Kriebelkrankheit), welche „Antoniusfeuer“ genannt wurde, weil ein Sohn des französischen Grafen Gaston durch Verehrung der Gebeine des heiligen Antonius von ihr befreit worden sein soll. Aus diesem Grunde stiftete der genannte Edelmann auch eine religiöse Bruderschaft, welche sich zum Mönchsorden der Antoniter entwickelte, der auch in Deutschland viele Niederlassungen und Hospitäler zur Pflege von am Antoniusfeuer erkrankten Personen besaß. Die Antoniter hatten das Recht, Schweine mästen zu dürfen, was damit begründet wurde, weil der heilige Antonius stets mit einem Schweine abgebildet wird. Gegen Ende des 15. Jahrhunderts waren in Deutschland 364 Klöster und Hospitäler dieses Ordens vorhanden. In vielen Orten mußten die Bürger den Mönchen eine Anzahl Schweine umsonst liefern, die „Tönl-Schweine“ genannt wurden. Zur Charakterisierung der Antoniter findet sich in einem aus dem Jahre 1661 stammenden Mönchsbusche nachstehender Vers: „Sankt Antonius ist gewesen frumb / hat nicht getrachtet nach Reichthumb / und lehret dies sein Ordensleut, / die man Antonius Herren nennt heut. / Er lehret sie, daß sie ein Glock' / tragen und einen schwarzen Rock, / ein blaues Kreuz und magers Schwein / soll stetig umb und bey ihnen seyn.“ — Mit dem Erlöschen der Antoniusfeuer-Seuche nahmen auch die Antoniusherren ab. 1777 vereinigte sich ihr Orden mit den Maltesern.

Der kälteste Winter in den letzten Jahrhunderten war im Jahre 1740, wo man eine Kälte bis 40 Grad feststellte, die über 16 Wochen anhielt. Der Erdboden war mehr als 1,35 Meter tief gefroren.

Reinlichkeit in Versen. Im Passauer Statut vom Jahre 1535 machte sich der deutsche Ordnungs- und Reinlichkeitssinn mit nachstehenden Versen Luft:

„Holz oder Unflat vor den Türen ist binnen drei Tagen wegzuführen. Sowie auch mit dem Schweinehalten soll geschehen wie vor Alten, damit niemand keinen Unflat vor seiner Tür oder auf der Gasse hat. Unsauberes aus den Häusern gießen wird man auch mit Strafe büßen.“

Wergeld. Im deutschen Altertum und frühen Mittelalter wurden Totschlag und schwere Körperverletzungen ausschließlich durch Erlegung von Geldbußen (Wergeld) gesühnt. Die Höhe des Wergeldes war nach Art und Größe der Verletzung im voraus nach einem besonderen einheitlichen Tarif bestimmt. Wunden wurden gemessen und jeder Umstand erwogen. Die richtige Anwendung des Tarifs war Sache des Richters. Das Wergeld mußte nicht immer in bar, sondern konnte auch in Haustieren oder sonstigen Naturalien entrichtet werden. Konnte der Verurteilte das Bußgeld nicht erlegen, oder wollte er dies nicht, so galt er als vogelfrei, d. h. er konnte von jedermann ungestraft getötet werden. Aus diesem Grunde erschienen die Kläger auch häufig mit Waffen vor Gericht, um von diesem Rechte sofort Gebrauch zu machen, wenn der Verurteilte nicht bezahlte.

Kein Erbarmen mit Selbstmördern. Für Selbstmörder hatten unsere Vorfahren keine Gnade. Als sich der Ritter Anshelm von Rosenberg am 23. März 1454 in der Schlafkammer seiner Burg Brassoltsheim in Unterfranken erhängte, wurde seine Leiche nicht für würdig erachtet, durch das Tor des Hauses (Haustüren wurde eine besondere Verehrung gezollt) auf den Friedhof getragen zu werden. Man brach daher unter der Türschwelle eigens ein Loch aus und schleifte den toten Ritter durch dieses zur Burg hinaus. In Frankfurt wurde 1516 nach damaligem häufigen Brauch ein Selbstmörder vom Henker in ein Faß getan und in den Main geworfen. Nicht selten wurden die Leichen von Selbstmördern von den Scharfrichtern öffentlich verbrannt.

Sechstes Jugendtreffen des DMV, Bezirk Halle a. S.

Trotz alledem! Trotz Krise und Not beschlossen wir, auch im Jahre 1932 das Bezirks-Jugendtreffen zu veranstalten. Fast hieß es das Schicksal herausfordern, als wir den hochgelegenen Gebirgsort Harzgerode als Treffpunkt wählten und die Veranstaltung auf Pfingsten festlegten.

Es ist uns gelungen. „Nimmer sich beugen, kräftig sich zeigen.“ Lachenden, strahlenden Sonnenschein im überreichlichen Maße bescherte uns die Natur. 35 von 37 Verwaltungsstellen des Bezirkes waren beim Treffen vertreten. Aber auch von diesen 35 mußten manche aus finanziellen Gründen ihre Jugendabordnungen in der Zahl beschränken. So war die Beteiligung mit rund 600 jungen Leuten nicht so überwältigend stark wie in vergangenen Jahren, aber eindrucksvoll und mitreißend war das Treffen trotzdem.

Schon in der Frühe des Pfingstsonnabends begann der Anmarsch, der sich bis zum späten Abend fortsetzte, so daß bei der Begrüßungsfeier der geräumige Saal des Volksheimes die Massen kaum fassen konnte. Schmetternd begleitete das Fanfarenkorps der Bitterfelder DMV-Jugend den Einmarsch der vielen roten Sturmfaßchen- und Wimpelträger in den Saal, womit die Feier eröffnet wurde. Nicht alles Wertvolle dieses Abends kann erwähnt werden, aber das sei festgehalten, nicht nur Ortsverwaltung und Bezirksleitung begrüßten die Jugend, auch der Bürgermeister der Stadt richtete herzliche Worte an sie. Hat doch Harzgerode auch noch bei der letzten Anhalter Landtagswahl 34 vH aller Stimmen auf die Sozialdemokratische Partei vereinigt. Der Arbeiter-Gesangsverein „Einigkeit“, die Turner, die Reichsbannerkapelle verhöhen die Feier.

Der 1. Pfingstfeiertag begann mit einer Morgenfeier auf dem Sportplatz. Hier richtete Kollege Heinrich Schliestedt (Berlin) beherzigenswerte Worte an die Jugend. Die wirtschaftlichen und politischen Nöte der Gegenwart müssen gerade die Jugend fester als je an die erwachsenen Arbeiter und an die von ihnen — mühsam oft — geschaffenen Werke ketten. „Wir brauchen nicht nur Kameradschaft“, rief Schliestedt, „wir brauchen Freundschaft, untereinander.“ Gemeinsamer Gesang, zwanglose Spiele der Teilnehmer untereinander folgten. Ein Umzug durch die Stadt — einige Hakenkreuzler konnten ihren Ärger darüber nicht unterdrücken — beschloß die Veranstaltungen.

Neue Wege wurden in Harzgerode außerdem bei der Unterbringung der Teilnehmer eingeschlagen. Die gilt es auszubauen. Die Verwaltungen Magdeburg, Schönebeck, Staßfurt und Halle hatten auf einer Waldlichtung nahe bei der Stadt große, runde Hauszelte aufgeschlagen, die bis zu zwanzig Menschen Unterschlupf geben; die hallischen jungen Kollegen sieben kleinere eckige, für je 4 Mann. In solchem gemeinsamen Zeltlager, hämlich, wenn es länger als einen Tag steht, finden sich die Menschen zwingender zusammen, als nur bei den Veranstaltungen. Aber auch die Unterbringung der nicht mit Zelten Versesehenen hatte ihren Vorzug. Diese Teilnehmer waren bei Verbandsmitgliedern einquartiert, oft bis zu 20 bei einem Gastgeber. Der Heuboden war die Schlafstätte. Morgenkaffee und Mittagessen besorgte mit mütterlicher Freundlichkeit die Frau des quartiergehenden Kollegen.

So leitete das 6. Jugendtreffen vorsorglich daraufhin, daß die nachwachsenden Mitglieder des Verbandes einmal das von den Älteren geschaffene Werk übernehmen, nicht um es unverändert fortzuführen, sondern um es auszubauen. *Paul Täumel*

Metallarbeiter-Jugend Emden

In unserer Jugendabteilung herrscht zur Zeit ein reges Leben. Am Anfang des vergangenen Jahres war die Teilnehmerzahl noch sehr niedrig, hatten wir doch nur neun Jugendkollegen, die regelmäßig an unseren Gruppenabenden erschienen. Durch die schlechte wirtschaftliche Lage, in der wir uns heute befinden, wurde uns die Agitation für unsere Gruppe sehr erschwert. Infolge von Schließungen einiger Betriebe wurden in diesem Jahre keine Lehrlinge eingestellt. Trotz der schlechten Lage und der Bekämpfung durch die RGO war es uns möglich, unsere Mitgliederzahl zu erhöhen. Hatten wir uns doch das Ziel gesteckt, möglichst viele junge Kollegen für unsere Gruppe zu gewinnen. An unseren Gruppenabenden beschäftigten wir uns in der Hauptsache mit Fachfragen und mit Vorträgen über Gewerkschaftsfragen. Außerdem wurden noch Vorlesungen und Unterhaltungsabende abgehalten. In den Sommermonaten machten wir schöne Wanderungen. Auch beteiligten wir uns an den vom Jugendkartell allmonatlich abgehaltenen Vorträgen.

Wenn die Emdener Gruppe auch nur über eine verhältnismäßig kurze Zeit zurückblicken kann, so können wir doch feststellen, daß es uns möglich war, der Gewerkschaftsbewegung einige junge Kollegen zuzuführen. *H. Hoffmann*

Kupferschmiede schließen sich uns an

Der Verbandstag der Kupferschmiede, der am 9. und 10. Mai in Magdeburg stattfand, war eine Abschiedstagung. In eingehender Weise hat er vor allem die Verschmelzung mit dem DMV beraten.

Seit 1906 wurde fast auf jeder Generalversammlung beider Verbände die Verschmelzung behandelt. 1926 ist dann gemeinschaftlich von Vertretern beider Vorstände ein Kartellvertrag geschaffen worden, dann 1930 eine Vereinbarung, um den Mitgliedern des Kupferschmiedeverbandes den Anschluß an den DMV zu ermöglichen. Der Verbandstag der Kupferschmiede im Jahre 1929 hat in einer einstimmig angenommenen Entscheidung den Zusammenschluß mit dem DMV für geboten erachtet und einen baldigen Abschluß der Vereinigungsverhandlungen erwartet, jedoch auch ausdrücklich beschlossen, daß eine erneute Urabstimmung zu erfolgen habe.

Im Oktober 1930 hatten sich von den 7045 Mitgliedern des Kupferschmiedeverbandes 5458 an dieser Urabstimmung beteiligt, wovon sich für den Zusammenschluß 2433 erklärten, dagegen 2989. Darauf sah sich der Vorstand der Kupferschmiede veranlaßt, mit dem Zentralausschuß und den Bezirksleitern eingehend zu diesem Abstimmungsresultat Stellung zu nehmen. Diese Konferenz bekundete einstimmig, daß „mit Rücksicht auf die wirtschaftliche Entwicklung, und da sich Befürworter wie Gegner der Verschmelzung fast die Waage halten, die Entscheidung über die Vereinigung mit dem DMV in die Hände der nächsten Generalversammlung gelegt und vorher den Mitgliedern bei der Delegiertenwahl Gelegenheit gegeben wird, ihrem Willen Ausdruck zu geben“.

Auf dem jetzigen Verbandstag in Magdeburg waren von den 30 Vertretern zunächst nur 17 für den Anschluß. Der Vorsitzende, Kollege Jahrmarkt, schilderte in seinem Tätigkeitsbericht die ungünstige Auswirkung der Krise. Trotzdem habe der Lohnabbauwütigen Unternehmenserschaft erfolgreich Widerstand geleistet werden können. Tarifliche Maßnahmen seien mit den bezirklichen und örtlichen Vertretern des DMV vereinbart worden und dadurch hätten Abwehrbewegungen mit teilweise Erfolg durchgeführt werden können. Aus Zweckmäßigkeits- und sonstigen Gründen sei es höchste Zeit, daß die Verschmelzung mit dem DMV hier beschlossen werde. Dies zu tun, seien die Delegierten nicht nur berechtigt, sondern auch verpflichtet unter der Voraussetzung, daß die 1930 getroffene Vereinbarung beider Vorstände noch Geltung habe.

An der Aussprache beteiligten sich fast alle Vertreter. Von den Befürwortern der Verschmelzung wurde betont, daß die Kupferschmiede schon seit Jahren bei Lohn- und Tarifbewegungen mit dem DMV zusammenarbeiten. Die Zeit der Berufsorganisation sei jetzt vorbei. Die persönliche Neigung für den Berufsverband sei menschlich begrifflich, doch darüber stehe die Erfüllung der gewerkschaftlichen Pflicht. Schließlich bekannten sich auch die Vertreter, die eine erneute Urabstimmung verlangten, für den Anschluß an den DMV. Mit 19 gegen 11 Stimmen wurde dann die Verschmelzung denn auch beschlossen und die Vereinbarung der beiden Vorstände einstimmig angenommen. Ein Ergebnis, das mit lebhaftem Beifall begrüßt wurde.

Diese Entscheidung wird weit über die zwei beteiligten Verbände hinaus bedeutsam sein. Es ist möglich, daß besonders die Kollegen, die seit 1886, dem Gründungsjahr des Kupferschmiedeverbandes, diesem angehören, den Beschluß von Magdeburg wehmütig begrüßen. Ein solches Gefühl wäre zu verstehen und würde geziemend gewürdigt werden. Das wurde besonders auch dem Kassierer der Kupferschmiede, dem Kollegen Raabe, gegenüber ausgedrückt, als er zu Herzen gehende Abschiedsworte an den Verbandstag richtete.

Durch den Anschluß an den DMV wird das gesichert und weitergeführt, was die alten wie die jungen Kupferschmiede bisher in ihrer Berufsorganisation erstrebt. Diese Bestrebungen werden trotz aller Stürme demnächst im DMV verwirklicht werden.

In diesem Sinne: Kupferschmiede, seid uns im DMV herzlich willkommen!

Die Lebensführung der arbeitenden Jugend

Einen erfreulichen Einblick in die Lebensführung der jugendlichen Arbeiter gibt eine Rundfrage der Oberstufe der Berufsschule in Köln, deren Ergebnis wir im Verwaltungsbericht der Stadt Köln finden. Hiernach waren 28,8 vH der Jugendlichen Nichtraucher, 18 vH waren Gelegenheitsraucher, 27,8 vH tranken keinen Alkohol, 70 vH nur selten einmal und 39,8 vH waren Mitglieder eines Turn- und Sportvereins.

Von einer Verwilderung der arbeitenden Jugend, über die manche Spieler so oft jammern, ist hierbei wirklich nicht das Geringste zu spüren. Wie würde das Ergebnis solcher Rundfrage unter der bürgerlichen Jugend wohl sein?

Zur Abgeordnetenwahl des Verbandstags

Wir machen hiermit nochmals auf die Wichtigkeit der Wahl der Abgeordneten zum Verbandstag in Dortmund aufmerksam und empfehlen rege Beteiligung.

Die Wahl findet in den Wahlabteilungen, die nicht von dem durch die Wahlordnung eingeräumten Recht der Wahl der Abgeordneten in Vertreterversammlungen mit zwei Drittel Mehrheit Gebrauch gemacht haben oder in den aus mehreren Verwaltungsstellen gebildeten Wahlabteilungen eine Urwahl nicht stattzufinden braucht, weil nur ein Vorschlag eingereicht wurde,

am Sonntag, dem 26. Juni 1932,
in der Zeit von 10 bis 16 Uhr statt.

Ist auf Antrag eine andere Wahlzeit durch die zuständige Bezirksleitung oder dem Vorstand festgesetzt worden, so gilt diese Zeit, die den Mitgliedern örtlich entsprechend bekanntgemacht worden ist.

Ferner weisen wir noch darauf hin, daß wahlberechtigt nur solche Mitglieder sind, die am Tage der Wahl dem Verband mindestens 13 Wochen angehören und für diese Zeit ihre Beiträge bezahlt haben. Wer am Tage der Wahl mehr als 6 Wochen mit den Beiträgen im Rückstand ist, scheidet damit aus dem Verband aus und ist zur Stimmabgabe nicht mehr berechtigt (§ 35 Abs. 2 und § 21 Abs. 1 a des Statuts).



Melodie der Liebe

Ein Reichalliga-Tonfilm

Richard Hoffmann ist der große Sänger, der von aller Welt umschwärmt wird. Wegen der Liebe zu einer Frau vernachlässigt er sein Kind, das sich mit einem jungen Mädchen angefreundet hat. Das Kind hängt mit großer Zärtlichkeit an seiner Freundin und will sich nicht mehr von ihr trennen. Richard Hoffmann erkennt schließlich, daß er von der Frau, die er liebt, genarrt worden ist, daß die Frau nicht ihn, sondern seinen Ruhm und sein Geld liebte. Die erst so große Bestürzung endet aber doch noch glücklich die beste Freundin seiner kleinen Tochter wird seine Frau.

Die Darstellung ist genau so bescheiden wie Handlung und Regie. Alles dreht sich nur um den großen Sänger Richard Hoffmann, der wundervoll singt, wirklich wundervoll singt. Aber schauspielerische Leistungen? Richard Hoffmann nimmt sich zu ernst, stellt sich in Pose und verteilt Autogramme — ganz wie in Natura. Am sympathischsten wirkt der Schwager des Sängers, der sich auch durch gutes Spiel auszeichnet.

Als nachdenklicher Zuschauer kann man nur sagen: eure Sorgen mücht ich haben! Mit diesen kapitalistischen Filmen muß man die Arbeiter ja direkt zum Klassenhaß herausfordern! Millionen sind ohne Arbeit. Millionen hungern. Auf der Leinwand aber zeigt man immer wieder die Allüren der reichen Leute, die ihren Freundinnen Brillantringe, kostbare Kleider usw. kaufen können, die ohne Gewissensbisse Geld verschwenden, während ihre Mitmenschen hungern

Gitta entdeckt ihr Herz Ein Metropol-Tonfilm

Bezüglich des Manuskripts, das Tilde Förster für diesen Tonfilm schrieb, kann man nur fragen: hört denn der Kitsch überhaupt nicht mehr auf?

In einem ungarischen Dorf wird ein Bauernkind mit einer herrlichen Stimme entdeckt. Aus dem Bauernkind wird der große Star, der nicht mehr Jolika, sondern Gitta heißt. Gitta kommt nach Berlin, rückt ihrem Manager aus, weil er es „zu gut“ mit ihr meint und läuft dem jungen Sohn eines Millionärs in die Arme. Durch ihre Hilfe wird dieser der große Schlagerkomponist. Das übliche Happy-end darf natürlich nicht ausbleiben: sie heiraten.

Carl Froehlichs Regie hat einige gute Einfälle, doch die Schlager von Brodsky sind sehr langweilig. Gitta hat eine prächtige Stimme, die die Apparatur ganz gut wiedergibt. Das Beste an der Gitta ist, daß sie sich selbst nicht so fürchterlich wichtig nimmt, erfrischend und natürlich spielt. Auch die anderen Darsteller geben sich mit und ohne Erfolg Mühe. Der Film ist nur aus dem Grunde ansehenswert, weil die gesanglichen und schauspielerischen Leistungen dieser Gitta so vorzüglich sind.

BÜCHER

Sämtliche hier besprochenen Bücher können durch die Verlagsgesellschaft des Deutschen Metallarbeiter-Verbandes GmbH, Berlin SW 68, Alte Jakobstraße 148-153, bezogen werden.

„Wirt“. Ein sozialistisches Festspiel. Text von Hendrik de Man, Frankfurt a. M., Musik von Ottmar Gerster, Essen, Berlin 1932. Arbeiterjugend-Verlag, Berlin SW 61. Preis 0,50 Mark. Das Aufführungsrecht für Jugendgruppen wird beim Kauf von 20 Heften erworben.

Das soeben in der Reihe der Sprechchorwerke und Laienspiele des Arbeiterjugend-Verlages erschienene Festspiel wurde im Auftrag des Frankfurter Kulturkartells verfaßt und hat seine Uraufführung bereits an diesem 1. Mal in der 18000 Zuhörer fassenden städtischen Festhalle in Frankfurt a. M. erlebt. Wie sein Verfasser, der Genosse Hendrik de Man, in einer Vorbemerkung zu dem Spiel mitteilt, hat er versucht, einen neuen Weg zur Gestaltung des sozialistischen Kunstwerks einzuschlagen. Er verzichtet auf die in solchen Spielen übliche Gegenüberstellung von Wirklichkeit und Ideal, wobei die Wirklichkeit meist historisch-realistisch und das ideale Ziel unserer Bewegung allegorisch-schematisch gehalten ist, die beiden Glieder also in einem stilistischen und künstlerischen Widerspruch stehen. De Man will dagegen die mitreißende, den Zuschauer erhebende und begeisternde Wirkung des Wehspiels dadurch erzielen, daß er die positiven und negativen Mächte, aus deren Spannung das Bekenntnis zum Sozialismus, der sozialistische Glaube sich durchringt, aus dem Erlebnis des Gegenwartsmenschen, dem Leiden und Kampf des Proletariats, entstehen läßt. Da das Spiel, das der Verfasser bescheiden als einen ersten kleinen Schritt auf dem Weg zum sozialistischen Kunstwerk bezeichnet, auf jeden umfänglichen szenischen Apparat und alles theatralische Brimborium verzichtet, kann es auch nach Anleitung der beigegebenen Regiebemerkungen von kleineren Gruppen aufgeführt werden.

Berufsrätsel

Die folgenden Berufe sind untereinander so auszutauschen, daß die elf Anfangsbuchstaben einen neuen Beruf, und zwar einen aus der Metallbranche, ergeben.

Advokat, Einbrecher, Expedient, Einrichterin, Former, Hypnotiseur, Illustrator, Lehrer, Näherin, Rollkutscher, Uhrmacher.

Auflösung des magischen Rätsels aus Nr. 22:

LA	NO	LIN
NO	MA	DE
LIN	DE	NAU

Vom Vorstand

Telegrammanschrift: Metallvorstand Berlin
Fernsprecher: Dönhoff 6750—6753

Mit Sonntag, dem 5. Juni, ist der 24. Wochenbeitrag für die Zeit vom 5. bis 11. Juni 1932 fällig.

Mitglieder, die auf die Reise gehen oder den Arbeitsort wechseln, haben sich bei der Verwaltungsstelle ihres bisherigen Aufenthaltsortes unter Vorlage des Mitgliedsbuches abzumelden. Mitgliedsbücher, die diese Abmeldung nicht enthalten, können von keiner Verwaltungsstelle zur Anmeldung entgegengenommen werden, auch darf auf solche Mitgliedsbücher kein Reisegeld ausbezahlt werden. Bei Übersendung des Mitgliedsbuches an die frühere Verwaltungsstelle zum Zwecke der Abmeldung ist stets Rückporto beizulegen, auch dann, wenn diese Übersendung durch eine Verwaltungsstelle erfolgt. Die Portokosten gehen zu Lasten des betreffenden Mitgliedes.

Gestohlen wurde:

Mitgliedsbuch Nr. 6220 575, lautend auf den Dreher Andreas Treuhait, geb. am 4. März 1908 zu Linden bei Markt-Erlbach. (Nürnberg.)

Berlin SW 68, Alte Jakobstraße 148

Der Vorstandsvorstand